

Roswitha Gruber



Großmütter
ERINNERN SICH

BRUNNEN

Roswitha Gruber

Großmütter
ERINNERN SICH

© Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG, Rosenheim
Ungekürzte Lizenzausgabe mit freundlicher
Genehmigung des Rosenheimer Verlagshauses.

Die Nutzung von Bild-, Sprach- und Textdaten für sog.
KI-Training und ähnliche Zwecke ist nur nach vorheriger
schriftlicher Genehmigung erlaubt.



© 2025 Brunnen Verlag GmbH, Gießen
Gottlieb-Daimler-Str. 22, 35398 Gießen
www.brunnen-verlag.de
info@brunnen-verlag.de

Umschlaggestaltung: Jonathan Maul/Brunnen Verlag GmbH
Umschlagfotos: Helmut Silchmüller, Dina Mariner/
Bayerische Staatsbibliothek
[Benedikt_Dover/stock.adobe.com](https://www.benedikt-dover.com)
Satz: Brunnen Verlag GmbH
Druck: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-7655-4395-1

Inhalt

Vorwort	5
Marguerit im Glück <i>Marguerit, Jahrgang 1934, aus Bissen in Luxemburg</i>	7
Eine Freundschaft fürs Leben <i>Maria O., Jahrgang 1915, aus Stettin im heutigen Polen</i>	24
Die verhinderte Gutsherrin <i>Olga, Jahrgang 1929, aus Königsberg im ehemaligen Ostpreußen</i>	50
Dienstmagd und Bauernsohn <i>Aloisia, Jahrgang 1929, aus Vals in Südtirol</i>	99
Das erste Busserl <i>Sanni, Jahrgang 1927, aus Reit im Winkl in Oberbayern</i>	158
Eine Künstlertochter <i>Ursel, Jahrgang 1923, aus Wamel am Möhnesee in Nordrhein-Westfalen</i>	181

Der richtige Händedruck	225
<i>Johanna, Jahrgang 1930, aus Memmingen im Allgäu</i>	
Flucht im Schweinekahn	247
<i>Brunhilde, Jahrgang 1939, aus Rossitten auf der Kurischen Nehrung im ehemaligen Ostpreußen</i>	
Arbeitsmädchen	289
<i>Else, Jahrgang 1926, aus Auingen-Münsingen in Baden-Württemberg</i>	
Früh übt sich, was ein Star werden will	328
<i>Waltraut Haas, Jahrgang 1927, aus Wien, Sängerin, Theater- und Filmschauspielerin, Schriftstellerin</i>	
Verliebt in den Bodensee	349
<i>Ruth, Jahrgang 1950, St. Margrethen in der Schweiz</i>	

Vorwort

Hiermit lege ich Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, den sechsten Band meiner »Großmütterreihe« vor. Wieder habe ich mir von Seniorinnen aus verschiedenen Regionen Deutschlands, aus Luxemburg, aus Österreich, aus der Schweiz und aus Südtirol über ihre Kindheit erzählen lassen.

Die Kindertage dieser Frauen verliefen so ganz anders als die der heutigen Jugend. Bei den meisten von ihnen war die Zeit geprägt durch bittere Armut, durch den Zweiten Weltkrieg und die Hungerjahre danach. Einige von ihnen hatten sogar noch unter den Folgen des Ersten Weltkrieges zu leiden.

Doch diese starken Frauen haben sich allesamt nicht unterkriegen lassen. Sie haben nicht nur ihr persönliches Schicksal – der Krieg hatte bei vielen von ihnen die Lebensplanung über den Haufen geworfen – mutig in die Hand genommen und ihr Leben gemeistert, sie haben auch tatkräftig mitgeholfen, das am Boden liegende Land wieder aufzubauen und zu dem zu machen, wie wir es heute kennen.

Sie erzählen uns, wie man ohne elektrischen

Strom und ohne fließendes Wasser zurecht kommen musste und wie man ohne Fernseher, ohne Computer und Smartphone glücklich sein konnte.

Wir erfahren von ersten Tanzvergnügungen nach dem Krieg und von der ersten zarten Liebe.

Damit diese Erinnerungen nicht verloren gehen und damit sich die jüngere Generation ein Bild von der Zeit, die noch gar nicht so lange zurückliegt, machen kann, habe ich die Geschichten dieser Großmütter gesammelt und aufgeschrieben.

Viel Spaß beim Eintauchen in die Vergangenheit.

Roswitha Gruber

Marguerit im Glück

Marguerit, Jahrgang 1934, aus Bissen in Luxemburg

In meiner frühen Kindheit wohnten wir in unserem Haushalt mit sieben Personen. Außer meinen Eltern Jean und Alice mit meiner Schwester Jeannette und mir waren das die Mutter meiner Mutter, der Vater meines Vaters und Jacques, der jüngere Bruder meines Vaters. Trotzdem gab es keine Probleme. Ich kann mich an alle nur als sehr freundliche Personen erinnern, die sehr harmonisch miteinander lebten. Der Opa mag noch gar nicht so alt gewesen sein, kam mir aber mit seinem langen weißen Bart und seinen Zahn-
lücken uralt vor. Sein zweiter Sohn, der Jacques, lebte deshalb bei uns, weil er krank war. Er litt an Asthma und wagte es deshalb nicht, eine Familie zu gründen. Zum Glück war er jedoch in der Lage, für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Mit dem Zug fuhr er jeden Morgen nach Differdingen, wo er in der »Schmelz« arbeitete. Mein Vater verließ ebenfalls früh am Morgen das Haus und fuhr täglich, auch bei Wind und Wetter, neun Kilometer mit dem Fahrrad nach Mersch, wo er in der Busfabrik beschäftigt war.

Mit dem Fahrrad schaffte er den Weg in einer knappen halben Stunde. Hätte er Bus und Bahn benutzt, wäre er jeweils über eine Stunde unterwegs gewesen.

Meine Mutter unterhielt unterdessen unsere kleine Landwirtschaft, die sie von ihren Eltern übernommen hatte. Wir besaßen eine Kuh, zwei Schweine und ein Dutzend Hühner. Mama bewirtschaftete einige Morgen Land, auf dem nicht nur das Futter für die Tiere wuchs, sondern auch Kartoffeln, Getreide und Gemüse für die Familie. Wir waren also in der glücklichen Lage, selbst in schlechten Zeiten satt zu werden. Allerdings besaß meine Mutter keinerlei landwirtschaftliche Geräte. Außerdem wären die meisten Feldarbeiten für sie zu schwer gewesen. Deshalb pflügte und eggte unser netter Nachbar für sie die Felder mit. Im Sommer mähte er mit der Sense für uns das Getreide. Zum Ausgleich dafür erledigte meine Mutter bei ihm solche Arbeiten, die seinerzeit auch noch von Hand gemacht wurden, wie Kartoffeln sammeln, Garben binden, Rübenpflänzchen vereinzeln.

Jeannette, meine Schwester, war vier Jahre älter als ich, dementsprechend kam sie früher zur Schule. Deshalb hatte ich fast den ganzen Tag lang keine Spielkameradin. Der Unterricht ging

nämlich von acht bis zwölf und von vierzehn bis siebzehn oder achtzehn Uhr. In der kurzen Mittagspause blieb meiner Schwester dann natürlich keine Zeit, um mit mir zu spielen.

Wenn meine Mutter in den Sommermonaten auch viel auf dem Feld war, zur Mittagszeit kam sie stets nach Hause. Die Oma, die anfangs noch sehr rüstig war, hatte inzwischen alle Hausarbeiten erledigt und vor allem etwas Gutes für uns gekocht. So konnten sich Mutter und Schwester in ihrer knappen Mittagspause mit den Großeltern und mir an den gedeckten Tisch setzen.

Den ganzen Vormittag und den ganzen Nachmittag über war ich mir selbst überlassen. Das störte mich aber nicht. Ich wusste mich immer zu beschäftigen, egal ob im Freien oder im Haus. Wenn ich nicht gerade mit meinen Puppen spielte, erzählte mir Opa etwas, oder Oma las mir aus einem Märchenbuch vor. Außerdem brachte sie mir schon früh das Stricken und das Häkeln bei. Bei der Hausarbeit mithelfen brauchte ich eigentlich nicht. Manchmal hatte ich aber Lust, Staub zu wischen, abzutrocknen, den Tisch zu decken oder die Küche zu kehren. Wenn die Großmutter mir das erlaubte, war ich glücklich.

Mit aufs Feld musste ich auch nicht. Aber einmal, als die Kartoffelernte anstand und ich lange

genug gebettelt hatte, durfte ich auf dem Erntewagen mitfahren zu einem Feld, das ziemlich weit entfernt von unserem Haus lag. Dort half ich, ebenso wie die Nachbarn, beim Kartoffellesen mit. Das machte mich stolz und glücklich. An anderen Tagen aber hatte ich folgende Aufgabe: Während der Kartoffelernte kochte meine Oma immer einen Eintopf. Mit diesem schickte sie mich rechtzeitig los, damit ich pünktlich, sobald es vom Kirchturm Mittag läutete, auf dem Acker ankam. Den Topf hatte meine Großmutter in einen Henkelkorb gestellt, damit er sich gut tragen ließ. Um den Topf herum hatte sie eine Wolldecke geschlagen, die das Essen lange warm hielt. Bei der Abfahrt am Morgen hatte man schon Teller, Löffel, Brot und eine Decke auf dem Erntewagen mit ins Feld genommen, egal ob es um unsere Kartoffeln ging oder um die vom Nachbarn. Für mich war es eine Riesenfreude, wenn wir die Decke auf der angrenzenden Wiese ausbreiteten und Picknick machten. Denn wie alle Erntehelfer durfte ich mich auf die Decke setzen und an der gemeinsamen Mahlzeit teilnehmen. Der einfache Eintopf hat mir dort wesentlich besser geschmeckt als das beste Essen zu Hause. Für den letzten Tag der Kartoffelernte hat meine Mutter immer einen Kuchen gebacken

und schon morgens aufs Feld mitgenommen. Diesen gab es dann als Nachtisch. Ach, was war ich dann so glücklich!

Noch ehe ich in die Schule kam, hieß es, der Krieg sei ausgebrochen. Darunter konnte ich mir eigentlich nichts vorstellen. Als aber 1940 die Deutschen bei uns einmarschierten, gewann ich den Eindruck, dass Krieg eigentlich gar nichts so Schlimmes wäre. Unser Hof lag an einem kleinen Berg, an dem es unterhalb von uns zwei weitere Häuser gab. Um jeden Hof herum waren die Felder, und oberhalb unserer Felder ging es über in den Wald. Als nun die deutschen Soldaten kamen, bauten sie auf unserem Hof ihre Feldküche auf, die sie »Gulaschkanone« nannten. Das sah so aus: In einem riesigen Kessel kochten sie für die ganze Mannschaft. Mal gab es Gulasch mit Nudeln, mal Erbseneintopf mit Mettwurststückchen oder Bohneneintopf mit kleingeschnittenem Rauchfleisch. Für mich war das natürlich eine Attraktion. Endlich war mal was los bei uns. Schon den Männern beim Kochen zuzugucken war ein Erlebnis. Und dann, wenn alle anstanden und ihren Schlag ins Essgeschirr kriegten, war es noch interessanter. Mit meinem Blechteller durfte ich mich ebenfalls anstellen und bekam ihn gefüllt. Ja, war das köstlich!